

Edgar J. Forster

Macht mediale Gewalt Alltagsgewalt unsichtbar?

Reformulierungen zum Dauerthema „Fernsehen und Gewalt“

Die widersprüchlichen Ergebnisse der Medienwirkungsforschung dürfen uns berechtigt daran zweifeln lassen, dass mediale Gewalt umstandslos gewalttägiges Verhalten hervorbringt. Fernsehen ist komplizierter: Die vermittelten Botschaften sind vieldeutig. Fernsehen ist Teil der Identitätsbildung. Was wir sehen, hat wesentlich mit unseren Alltagserfahrungen zu tun. Und schließlich ist Gewalt ein komplexes Phänomen, das auf unterschiedlichen Ebenen funktioniert. Nicht jede Gewalt aber ist sichtbar, und möglicherweise sind Formen verdeckter Gewalt gefährlicher als die gezeigten Gewaltbilder.

Die Medienwirkungsforschung, deren Hauptthema die Auswirkungen medialer Gewalt auf das Verhalten der SeherInnen ist, hat trotz großer Anstrengungen und viel Geld nicht wirklich zufriedenstellende Ergebnisse gebracht: „Insgesamt sind wir noch weit davon entfernt, die aufgeworfenen Fragen auch nur näherungsweise beantworten zu können“, behauptet etwa der Medienexperte Winfried Schulz (1992, S. 5). Es gibt kaum einen Bereich, in dem die Angst von Eltern und ErzieherInnen, et-

Fernsehen ist nicht einfach passiver Konsum, denn Fernsehen hat mit mir zu tun.

was falsch zu machen, und infolgedessen der Wunsch nach Klarheit und medienpädagogischen Rezepten so groß ist und bei dem es andererseits eine derartige Fülle widersprüchlicher Ergebnisse gibt wie im Bereich der medialen Wirkungsforschung (vgl. dazu Rathmayr 1996).

Ich möchte erstens zeigen, dass Gründe für solche Blockierungen möglicherweise in falschen Fragen und Theoretisierungen sowie in blinden Flecken der Forschung liegen. Das hat bereits Michael Kunczik (1994, S. 222) vermutet: Man forscht, solange Gelder fließen, „ohne überhaupt zu fragen, ob die Frage richtig gestellt ist“. Das veranlasst mich zweitens, ein paar Reformulierungen vorzunehmen: veränderte Sichtweisen einzunehmen und andere Fragen zu stellen. Daraus lassen sich, drittens, ein paar Vorschläge für – schulische – Medienerziehung ableiten.

I. Falsche Fragen und blinde Flecken

Gründe für Unzulänglichkeiten in der Fernseh-Wir-

kungsforschung liegen meines Erachtens auf drei unterschiedlichen Ebenen: Die Wirkungsforschung sieht in Fernseh-RezipientInnen sehr oft nur passive Objekte. Dem entspricht auf der anderen Seite die Sichtweise, das Medium Fernsehen sei eine vor allem für Kinder und Jugendliche gefährlich-verführerische Reizmaschine. Schließlich scheint die Wirkungsforschung gerade mit der Gewalt als einem ihrer ureigensten Gegenstände wenig Probleme zu haben – und das erweist sich als problematisch. Ich möchte diese drei Aspekte genauer beschreiben:

1. Hilflos der Reizflut ausgesetzt?

Die Wirkungsforschung geht immer noch davon aus, dass gewalthaltige Medienprodukte gewalttägiges Verhalten von KonsumentInnen solcher Sendungen verursachen. Gewalt im Fernsehen macht Gewalt im Alltag. Wenn man heute in der Regel auch nicht mehr von *der Ursache* und von *einer Wirkung* spricht, so basiert doch die Wirkungsforschung auf einem Reiz-Reaktions-Modell, das im Individuum einen, wenn auch intelligenten, Apparat sieht, der, wenn andere Faktoren hinzukommen (z. B. Schwierigkeiten in der Familie, schulische Probleme, sexuelle Nöte), mit Gewalt reagiert. So wird das Fernsehpublikum willfähriges Objekt der Medien: Objekt der Verführung, passiver Empfänger von Botschaften. Nach dieser Auffassung hat Medienerziehung die Aufgabe, das Objekt gegen die Medienmacht abzuschirmen und zu schützen.

Ich behaupte, dass nicht der/die KonsumentIn einfach Objekt vor dem Bildschirm ist, sondern – durch die Theorie – allererst zum Objekt gemacht wird, das erzogen, geschützt, in ein System von Ansprüchen, Regeln, Gesetzen und Erziehungsmaßnahmen gepresst werden muss. Wie der Medientheoretiker Bernhard Rathmayr (1996, S. 141) zeigt, werden durch eine solche Politik gerade Kinder und Jugendliche zu „Alibiopfern der Mediengesell-

schaft“.

2. Bilderflut: Vieldeutige Bilderwelt

So wenig FernsehkonsumtInnen auf mehr oder weniger verfügbare, dem Medium ausgelieferte Reaktionsapparate reduzierbar sind, die bloß passiv aufnehmen, was dargeboten wird, so wenig können wir darauf vertrauen, dass das Fernsehen eindeutige Botschaften aussendet.

Ich behaupte, dass Medien Botschaften auf unterschiedlichen Ebenen vermitteln, die je nach Wissen und Erfahrungen von SeherInnen unterschiedliche Bedeutung annehmen können. Auch durch vorhergehende und nachfolgende Berichte und Bilder sowie durch das, was nicht gezeigt oder gesagt wird, verändern sich Bedeutungen von Botschaften.

3. Alles was Gewalt ist ...

Gerade wenn es um Gewalt geht, lässt man sich von Bildern, die für sich sprechen, verführen. Gewalt sieht man! Und dementsprechend verwundert es nicht, dass in der Fernsehwirkungsforschung das Gesicht der Gewalt seltsam blass bleibt. Es gibt offenbar eine kaum konkretisierbare Verständigung darüber, was mit medialer Gewalt gemeint ist. Moraleische Entrüstung über Gewalt in den Medien führt in der Regel kaum dazu, unterschiedliche Gewaltformen, Ebenen der Gewalt und Funktion von Gewalt für die KonsumentInnen zu differenzieren.

Ich behaupte, dass diese Auffassung dazu führt, dass wir verdeckte Formen der Gewalt nicht wahrnehmen und dass unsere Vorstellung von Gewalt durch medial vermittelte Gewaltbilder geprägt wird, die allmählich tagtägliche Gewalterfahrungen überdecken. Das könnte dazu führen, dass wir etwas nur noch dann als Gewalt annehmen, wenn es mit medialer Gewalt konform geht.

II. Reformulierungen

Gegen diese Position argumentiere ich für ein **aktives Fernseh-Subjekt**, das auch beim Fernsehen seine Identität aushandelt und vollzieht. Zweitens möchte ich zeigen, dass das Fernsehen nicht so sehr als Reizmaschine vorzustellen ist, die gefährliche Bilder ausstrahlt, sondern als Raum, der vielfältige Identitätspraktiken anregt, erzeugt, modifiziert, artikuliert etc. Schließlich werde ich herausarbeiten, dass die Unterstellung eines immer schon klaren und deswegen nicht artikulierten Gewaltbegriffs mehr verschleiert als klar macht.

1. Fernsehräume

Zunächst: Nichts versteht sich von selbst. Zum Beispiel: **Warum sehe ich, was ich sehe? Warum fällt mir in einem Film ein kleines Detail auf, das andere überhaupt nicht beachten? Weshalb bin ich an einer Stelle zu Tränen gerührt, an der andere**

lachen oder überhaupt keine Reaktion zeigen? Weshalb spricht mich ein Film an, den andere langweilig finden? Weshalb kann ich mich über eine Szene so furchtbar aufregen, bei der andere nichts finden? Warum also sehe ich anders als andere? – Die Antwort ist einfach: Fernsehen ist nicht einfach passiver Konsum, denn Fernsehen hat mit mir zu tun. Es gibt zwischen den Bildern und meinen Erfahrungen einen beständigen Austausch. Ich leide mit, ich begehre und verfluche, bin zornig und hingerissen. All das bin ich, weil ich selbst mit all meinen Erfahrungen und Emotionen beim Fernsehen involviert bin.

Wenn wir fernsehen, befinden wir uns in einer Art eigenem Raum, in einem „Fernsehraum“. Der französische Historiker Michel de Certeau (vgl. 1988, S. 215 ff.) unterscheidet zwischen Orten und Räumen. „*Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht.*“ (S. 218) Wäre der Ort ein Wort oder ein Bild, so ist der Raum ein Wort, das ausgesprochen, oder ein Bild, über das verhandelt wird. Wenn ich von einem Fernsehraum spreche, so heißt das, dass dieser ein Ort ist, wo wir FernseherInnen aktiv sind, wo wir „mitleben“, wie es so schön heißt.

Der Fernsehraum ist ein Identitätsraum, das heißt, dort passiert – wie in vielen anderen Räumen auch – das, was wir sind, was uns ausmacht, was uns eben unsere unverwechselbare Identität gibt. Um das zu verstehen, muss man sich klar machen, was Identität ist.

2. Wer ich bin, und was ich tu'

Moderne Identitätskonzepte gehen nicht mehr davon

**Je klarer wir wissen, wer wir sind,
was wir wollen, was wir begehen,
umso handlungsfähiger (in wel-**

aus, dass das, was mich ausmacht, ein unveränderlicher Wesenskern in mir drinnen ist, der über die Zeit hinweg bestehen bleibt und dem ich auch irgendwie gerecht werden müsste. Die Identität ist keine Essenz, kein Wesen, und sie ist niemals fixiert und fixierbar. Was also ist Identität dann? Was ist das, was mich ausmacht? Und wie kann ich davon sprechen, dass Fernsehen Teil dessen ist, was ich bin? Ich gehe davon aus, dass wir unsere Identität, was wir sind, in alltäglichen Praktiken definieren, herstellen, verändern, stabilisieren. Das, was ich also Identität nenne, ist ein instabiles Konstrukt, vor dessen Hintergrund wir Handlungsfähigkeit erlangen. Je klarer wir wissen, wer wir sind, was wir wollen, was wir begehen, umso handlungsfähiger (in welche Richtung auch immer) sind wir. Und indem wir handeln, zeigen wir anderen, wer wir sind.

3. Fernsehhandeln

Wie anderes Handeln gehört Fernsehen zu alltäglichen (Identitäts-)Praktiken. Der Fernsehraum ist weder ein besonders ausgezeichneter noch bedrohlicher Ort. **Entscheidend ist, ob es uns gelingt, aus diesem Ort einen Raum zu machen, in dem wir als Subjekt agieren, also einen Raum, der uns nicht stumm, nicht handlungsunfähig macht, sondern der uns neue Erfahrungen machen lässt.** Der Fernsehraum ist also eine tätige Auseinandersetzung. Wie immer wir diese gestalten, sie ist für unsere ständigen Identitätsverhandlungen und -repräsentationen bedeutungsvoll.

4. Schaulust, Begehrenraum

Der Fernsehraum ist aber auch ein phantastischer Raum, ein imaginärer Raum, in dem sich die Identität imaginär, über Identifizierungen, Projektionen etc. herstellt. Als solcher ist dieser Raum nicht grundsätzlich von anderen Räumen unterschieden.

5. Fernsehen: Dabei sein? Sehen, was wichtig ist?

Das Fernsehen ist „wunderbar“. Man ist überall dabei – live! Und wenn nicht live, dann hautnah: durch Reality TV. Dabei ist man aber auch, weil man durchs Fernsehen en vogue ist. Und dabei ist man, weil man „im Bild“ ist. Auf dem neuesten Stand des Wissens, der täglichen Information. Aber das Fernsehen vermittelt uns nicht nur wichtige Informationen, sondern auch das, was als wichtig zu gelten hat. Das Medium Fernsehen produziert und (re-)präsentiert zugleich eine Form der Öffentlichkeit. Öffentlichkeit heißt hier auch, dass das Fernsehen Leitbilder und Idealentwürfe einer Gesellschaft sowohl produziert als auch präsentiert. Christina von Braun (1994, S. 25) nennt solche historisch veränderbaren Entwürfe, die die verschiedenen Epochen hervorbringen und die ihrerseits das Gesicht einer Epoche prägen, das „kollektive Imaginäre“. Das Medium Fernsehen ist immer Produzent, Übersetzer, Repräsentant, Medium des kollektiven Imaginären. Fernsehen als Praktik ist eine Form der – schwachen – Partizipation an der Öffentlichkeit, Konsumtion der Öffentlichkeit.

6. Eine Kurzmeldung in der „Zeit im Bild“ oder: Macht mediale Gewalt Gewalt unsichtbar?

Sieht man im Fernsehen, was wichtig ist? Oder nimmt man vielleicht wichtig, was man im Fernsehen sieht? Wird dann unwichtig, was nicht medial vermittelt ist? Wird unsichtbar, was man nicht sehen kann? Wird es vielleicht auch unwahr, weil es nicht erscheint? Das Fernsehen arbeitet immer mit den Bildern. Sie verführen, weil sie alles andere unsichtbar machen – aber nicht wirkungslos. Nirgends kann man das eindrücklicher zeigen als bei Gewaltdarstellungen. Deshalb bringt sich auch jene Medienforschung in Schwierigkeiten, die den Begriff der Gewalt denotativ auflöst: Was Gewalt ist, sagt sie, sei unmittelbar am Bild ablesbar. Die Schwierigkeiten fangen beim Material an, auf das wir uns beziehen.

„Rambo“ ist natürlich Gewalt, ebenso „Terminator“ und „Platoon“. Machen diese Formen medialer Gewalt Gewalt unsichtbar?

Ich möchte einen anderen Blick probieren und einige Schwierigkeiten mit dem Gewaltbegriff anhand eines Kurzberichtes aus der Nachrichtensendung „Zeit im Bild“ nach Weihnachten erläutern. Mit einigen schönen, verschneiten Alpenbildern wurde vermeldet, dass es in den Wintersportzentren am Arlberg immer noch einen Arbeitskräftemangel gibt. Und das trotz Nachfrage nach Arbeit in Innerösterreich. Die Hoteliers forderten, so hieß es in dieser Meldung, vom Arbeitsmarktservice verschärfe Zumutbarkeitsbestimmungen für Arbeitslose. Arbeitslose müssten ihrer Meinung nach dazu gezwungen werden, wenigstens eine Saison das Bundesland zu wechseln, wenn sie weiter „Arbeitslosengeld“ beanspruchen wollen. Offenbar handelt es sich um eine so wichtige Sache, dass sie Aufnahme in eine „ZiB“ fand. Aber in welcher Hinsicht könnte eine solche Information wichtig sein? Vielleicht deshalb, weil sich in der heutigen Zeit ein Bericht über Arbeitskräftemangel anachronistisch anhört? Vielleicht sogar die positive Nachricht des Tages? Nein, denn das Problem lautet, auf den Punkt gebracht: Hier Arbeit, da Arbeitslose, die die Arbeit machen könnten. Aber sie tun's offenbar nicht (wenn man dem Bericht glauben schenken darf). Natürlich drängt sich die Frage auf: Wie gibt es das – heutzutage? Die Antwort folgt dem Problem auf dem Fuße: Arbeitslose können aufgrund von „laschen“ Bestimmungen nicht gezwungen werden. So einfach ist das Bild, das nicht entschlüsselt werden muss, weil es sich von selbst versteht: Die Arbeitslosen wollen nicht arbeiten, sie sind faul und nützen großzügige Bestimmungen und soziale Sicherungen aus. Über strengere Zumutbarkeitsbestimmungen müssen Arbeitslose deshalb zur Arbeit gezwungen werden. Nichts von all dem wird in diesem Bericht so ausgesprochen. Es muss auch gar nicht ausgesprochen werden, denn seit Jahren werden uns Debatten über Arbeitslosigkeit, über Sozialschmarotzer, über Beschneidung sozialer Leistungen, über all die Vorurteile vom faulen Arbeitslosen via Medien ins Haus geliefert. Und so ruft eine solche Kurzmeldung diese Botschaften über Arbeitslosigkeit und Arbeitslose wieder auf. So ist etwa der Bericht die Bestätigung des Satzes „Wer Arbeit will, findet auch eine“. Das zeigt eine erste unsichtbare Wirkung dieser Meldung: Unsichtbar bleibt, dass diese Meldung eingebettet ist in einen langen Diskurs über Arbeitslosigkeit. Er verknüpft sich mit vielen Nachrichten, Erfahrungen, Phantasien, die dem Bericht vorausgehen. Zugleich wird dieser Bericht viele spätere Nachrichten, Erfahrungen, Phantasien zu diesem Thema vorstrukturieren. So entstehen aus einer langen Kette von Meldungen langsam Gewissheiten, und wir können letztendlich nicht mehr nachvollziehen, wie sich etwas zu einer Gewissheit verdichtet hat. Gewissheiten (und deshalb heißen sie so) tendieren dazu, sich gegen Erfahrungen

abzuschließen. Sehr oft strukturieren sie umgekehrt neue Erfahrungen, das heißt, wir versuchen eine neue Erfahrung auf bereits Bekanntes, eben auf Gewissheiten, zurückzuführen. Besteht nicht darin eine Form der Gewalt, der wir immer schon ausgesetzt sind?

Ich gehe einen Schritt weiter. Ist dieser Kurzbericht eine wichtige Information? Man müsste glauben, ja. Und es stimmt auf den ersten Blick: Erstens, Information über ein Problem. Zweitens, Information über Problemlösung. Vorschlag Hoteliers. In der dargebotenen Information drängen sich nicht sofort die Informationsdefizite auf: In dieser Kurzmeldung gab es keine Informationen über die Bezahlung in dieser Branche, keine Informationen über die Arbeitsbedingungen in den dortigen Gastgewerbebetrieben; es gab keine Informationen über die Situation der betroffenen Arbeitssuchenden und deren familiäre, finanzielle Lage etc. Und selbstverständlich gab es keine Informationen über die Gründe für eine strukturelle Arbeitslosigkeit. Es gab schließlich keine Information darüber, weshalb gerade diese Meldung Aufnahme in eine „Zeit im Bild“-Sendung fand.

Müsste man also nicht danach fragen, was überhaupt der Informationsgehalt einer solchen Meldung ist? Worüber soll der/die SeherIn informiert werden? Wie soll also diese Botschaft, diese Information – oder soll man besser von Desinformation sprechen? – wirken? Da man also hinterher nicht viel mehr weiß als vorher: Könnte man nicht vermuten, dass diese Information vielleicht gar nicht auf ein Wissen zielt? Wirkt diese Botschaft vor allem auf der emotionalen Ebene, weil es, wie ich oben gezeigt habe, vielleicht darum geht, Stereotype und Vorurteile über Arbeitslose zu schüren, zu produzieren, zu stabilisieren?

(Re-)Produziert eine solche Meldung, kurz und kommentarlos vorgetragen, nicht eine Form struktureller Gewalt? Aus Geboten der Objektivität müssen sich JournalistInnen mit Kommentaren zurückhalten. Sie sollen nur Bericht erstatten. Wird aber nicht gerade durch den Nichtkommentar die vielzitierte Objektivität mit den Füßen getreten? Diese basiert nämlich immer noch auf der Vorstellung, dass man von den nackten Ereignissen „nur“ berichten kann und dadurch Objektivität erzielt. Freilich, objektiv heißt vor allem „ausgewogen“. Also zum Bericht gibt es einen zweiten, in dem das Arbeitsmarktservice das Ansinnen der Hoteliers zurückweist oder begrüßt oder prüft etc. Aber die Gegenposition setzt gerade nicht die Bilder über den Arbeitslosen außer Kraft. Diese Form der Objektivität ist eine Illusion: Es ist die Illusion vom „nackten Ereignis“ des Berichts, der tatsächlich immer schon und nur innerhalb eines machtvollen Diskurses seine Bedeutung annehmen kann.

Zusammenfassend: Mediale Gewalt ist sehr viel mehr als eine Reihe gewalttätiger Bilder. Möglicherweise sind die gewalttätigen Bilder noch am harmlossten, weil sie wenigstens als solche erkannt werden können, während wir laufend mit Botschaften

konfrontiert werden, die gewalthaltig sind, weil sie Stereotype und Vorurteile, negative Bilder etc. produzieren. **Ich behaupte, dass die Fixierung auf Gewaltbilder uns gerade von diesen anderen Formen verdeckter Gewalt ablenkt.** Diese Gewaltformen – Galtung nennt sie strukturelle und kulturelle Gewalt – bilden aber die Grundlage für die Gewalt, die wir tagtäglich zu sehen bekommen. Man müsste sich fragen, ob diese sichtbare Gewalt nicht eine Reaktion auf jene vielfältigen Spuren von verdeckter Gewalt sein könnte.

7. Das Gewaltdreieck von Johan Galtung

Um unterschiedliche Gewaltformen auszuzeichnen, könnte zunächst ein Blick auf das bekannte Gewaltdreieck des Friedensforschers Johan Galtung helfen. Galtung unterscheidet drei Ebenen der Gewalt: Direkte Gewalt in ihren unterschiedlichen Facetten. Es gibt eine/n AkteurIn, der/die physische oder psychische Gewalt ausübt, intendiert oder nicht-intendiert, manifest oder latent. Mit dieser Form der Gewalt, die erfahrbar und empirisch erfassbar ist, sind wir vertraut. Anders die strukturelle oder indirekte Gewalt; hier gibt es keine Akteure: „hier tritt niemand in Erscheinung, der einem anderen direkt Schaden zufügen könnte; die Gewalt ist in das System eingebaut und äußert sich in ungleichen Machtverhältnissen und folglich ungleichen Lebenschancen.“ (Galtung 1980, S. 9 ff.) Schließlich entwickelt Galtung noch den Begriff der „kulturellen Gewalt“. Er versteht darunter jede Eigenschaft einer Kultur, mit deren Hilfe direkte oder strukturelle Gewalt legitimiert werden kann. Diese Form der Gewalt tötet nicht oder macht niemanden zum Krüppel, aber sie trägt zur Rechtfertigung bei (vgl. Galtung 1990).

Anhand unserer Geschlechterordnung lässt sich demonstrieren, wie das Galtungsche Gewaltdreieck verstanden werden könnte, denn die Geschlechterordnung fußt auf einer dreifachen männlichen Dominanz:

(a) Der direkten Gewalt entspricht das, was die australische Feministin Elisabeth Grosz Sexismus nennt: „Sexismus besteht in einer Serie individueller oder kollektiver Akte der Frauendiskriminierung. Es gibt eine ungeheure Anzahl sexistischer Verhaltensweisen. Sie reichen von abwertenden, negativen Kommentaren und Annahmen über Frauen, ihrem aktiven Ausschluss aus bestimmten sozialen Sphären oder Aktivitäten bis hin zu bewusster Einschüchterung, Belästigung und offener Gewalt einschließlich Vergewaltigung. Sexismus ist ein empirisches Phänomen. Es ist sichtbar, bestimmbar, materiell, eine Reihe von Aktionen (Sprache eingeschlossen), die Frauen im Vergleich zu Männern ungleich behandelt. Es ist die unberechtigt differentielle Behandlung der beiden Geschlechter zum Nutzen des einen auf Kosten des anderen.“

(b) Oberhalb und jenseits partikularer, konkreter sexistischer Handlungen liegt eine Struktur, die Grosz „patriarchal“ nennt und die mit der Galtung-

schen Auffassung von struktureller Gewalt vergleichbar ist. Diese Struktur ist dadurch gekennzeichnet, dass sie „*systematisch Männlichkeit in positiven und Weiblichkeit in negativen Termini* wertet. *Patriarchalismus ist damit ein struktureller Modus der Sozialorganisation, der Männer und Frauen in gesellschaftlichen, ökonomischen und interpersonellen Verhältnissen unterschiedlich positioniert. Er besteht nicht aus empirischen Handlungen; es ist eine latente Struktur, die diese individuellen Akte ermöglicht und sie in einer systematischen Form organisiert und den praktischen Kontext sowie die Bedeutungszusammenhänge sexistischer Ungleichheit liefert. Selbst wenn alle empirischen Beispiele für Sexismus wegfallen würden, würde die positionelle Unterdrückung von Frauen unverändert bleiben. Sie besteht nicht nur aus der unterschiedlichen und ungleichen Behandlung der beiden Geschlechter, sondern auch aus den differenten Bedeutungen und Wertungen, die ihnen zugeschrieben werden, auch wenn sie sich auf gleiche Weise verhalten. Was bei Männern als Zeichen von Stärke gewertet wird, würde bei Frauen als Aggressivität betrachtet werden, selbst bei identischem Verhalten. [...] Patriarchale Strukturen sind nicht unwandelbar, sondern historisch variabel und funktionieren in soziogeographisch spezifischen Kulturen auch auf spezifische Weise; dennoch behalten sie stets die Bestimmung, männliche Suprematie aufrechtzuerhalten und fortzuführen.“*

(c) Schließlich gibt es auch im Groszschen Modell eine Form von kultureller Gewalt: „*Wenn Sexismus empirisch und beobachtbar und Patriarchalismus strukturell operiert, dann kann noch eine dritte Ebene gesellschaftlicher Misogynie unterschieden werden, die von großer Bedeutung für diejenigen ist, die sich mit den Funktionsweisen von Theorie, Repräsentationen und diskursiven Systemen befassen. Das Wuchern unterdrückerischer Bilder und Repräsentationen von Frauen und von Femininität ist nicht völlig getrennt von sexistischen und patriarchalen Machtverhältnissen; beide sind auf derartige Repräsentationssysteme angewiesen. Dieser Modus der Unterdrückung könnte als ‚Phallozentrismus‘ gefasst werden. Phallozentrismus bezeichnet eine spezifisch diskursive Serie von Prozeduren, eine Strategie, die Repräsentationen der beiden Geschlechter in einem einzigen Modell zusammenzufassen, das ‚menschlich‘ oder ‚human‘ genannt wird, tatsächlich aber nur mit dem Maskulinen kongruent ist. [...] Als textuelle oder diskursive Strategie untermauert der Phallozentrismus patriarchale Verhältnisse. Er erlaubt Frauen keinen konzeptuellen Raum, autonome Interessen oder Sichtweisen zu entwickeln, die anders oder different wären von männlichen. Frauen sind hier auf drei Möglichkeiten beschränkt, von denen jede den Primat des Maskulinen und die Subordination des Femininen bestätigt. Wann immer Frauen oder Weiblichkeit gefasst werden: in Begriffen von Identität oder Gleichheit mit Männern, als Gegenteil bzw. Umkehrung des Männlichen oder als Komplementä-*

res, ist ihre Repräsentation phallozentrisch [...].“ (Zit. nach Knapp 1992, S. 311 ff.)

Was Galtung und Grossz uns klar machen können, ist die Tatsache, dass der Bereich der Gewalt, der empirisch erfassbar und nachweisbar ist, nur einen Teil der Gewaltphänomens ausmacht. Fernsehen funktioniert immer auf diesen drei Ebenen der Gewalt. Aber das heißt nicht, dass Fernsehen diese Ebenen auch gleichermaßen präsentiert. Vielmehr ist Fernsehen immer mehr wie ein guter Detektivroman aufgebaut, der, soll er gelingen, goldenen Regeln folgen muss. Regel 19 lautet: „Alle Verbrechen in Detektivgeschichten sollten aus persönlichen Motiven begangen werden. Internationale Verschwörungen und Kriegspolitik gehören in eine andere Literaturkategorie. [...] Eine Mordgeschichte aber muss sozusagen ‚gemütlich‘ bleiben.“ (Van Dine 1971, S. 147) Kurz: Individualität regiert. Es sind böse Menschen, die die guten Menschen morden. Van Dine hat richtig bemerkt, dass solche Mordgeschichten „gemütlich“ bleiben: alles ist klar aufgeteilt in gut vs. böse, Täter vs. Opfer. Es gibt keine verschwommenen Grenzen, und es gibt nur klare Motive. Alles ist sichtbar, also an der Oberfläche. Und jedes Verbrechen ist schließlich durch genaue Spurensuche – und durch Mithilfe der ZuschauerInnen, wie wir dank „Aktenzeichen XY ungelöst“ wissen, zu lösen. „Aktenzeichen ...“ ist für diese Form des Fernsehens exemplarisch und modellhaft: Eduard Zimmermann leitete seine Sendungen gewöhnlich so ein: „Ich würde gerne Positives erzählen, aber die Welt ist schlecht, denn kriminelle Praktiken werden immer härter.“ Auch die Bildberichte beginnen immer nach dem gleichen Muster: Eine Welt ohne Verbrechen, eine Familie/eine Person in Harmonie mit sich und der Welt (die Erfahrenen wissen, es handelt sich um das/die Opfer). In diese Welt des Friedens bricht das Verbrechen gleichsam schicksalhaft ein und wirft das Opfer aus der Bahn.

8. Mediale Gewalt und alltägliche Gewalt

Das Gewaltdreieck von Galtung hat den Vorzug, unterschiedliche Gewaltformen auszuzeichnen und Gewalt nicht einfach auf physische Beschädigungen zu begrenzen. Das Problem dabei ist, dass Galtung mit seinem Gewaltdreieck den Gewaltbegriff so extensiv konzipiert, dass tendenziell alles Gewalt wird. Zugeleich wird Gewalt als etwas „Negatives und Anormales“ bewertet, etwas „das vermieden, verhindert, aufgehoben werden muss und kann“ (Wimmer/Wulf/Dieckmann 1996, S. 7). Über Gewalt zu sprechen, heißt also immer schon, sich selbst zu positionieren. Dabei ist zu bedenken, dass gegen Gewalt zu sein nicht notwendig heißt für Gerechtigkeit oder für das Recht zu sein, denn Gerechtigkeit und Recht brauchen selbst noch Gewalt, um durchgesetzt werden zu können. Und: Heißt gegen Gewalt zu sein, gegen jede Form der Gewalt zu sein? Grenzziehungen sind oftmals bedeutsamer als die „positive“ Bestimmung eines Begriffs. Wichtig ist also die

Feststellung, dass es keine essentielle, natürliche Bestimmung der Gewalt gibt. So liegt jedem gewalttätigen Verhalten eine symbolische Verarbeitung, eine Bedeutungszuweisung und Bewertung zugrunde. Dazu gehören Selbstinterpretationen, die Menschen über sich anstellen. (Vgl. Wimmer/Wulf/Dieckmann 1996, S. 17)

Wenn es nicht einfach Gewalt gibt, sondern wenn Gewalt aufgrund von Bedeutungsgebung als solche gelesen wird, und wenn wir weiter festhalten, dass diese symbolische Verarbeitung ein aktiver Prozess eines Individuums ist, in dem er gesellschaftliche Deutungsmuster mit eigenen Erfahrungen verbindet, dann ist das Problem nicht mediale Gewalt, sondern das Problem sind alltägliche Gewalterfahrungen, die durch mediale Gewaltpräsentation artikuliert werden. **Bedeutungsvoll werden Fernsehbilder überhaupt erst durch ihre Artikulation im Kontext anderer Gewaltbilder und Gewalterfahrungen.**

Wenn es uns um die Identität und Handlungsfähigkeit von – jungen – Menschen geht, dann stellt sich die Frage, ob Medien und mediale Gewalt diese Identität beschädigen. Ich behaupte, dass mediale Gewalt, die mit alltäglichen Gewalterfahrungen amalgamiert wird, Handlungsmöglichkeiten beschränkt und Identität fixiert. Beschädigungen sind Einschränkungen oder Fixierungen der eigenen Identität, die zu (selbst-)zerstörerischen Handlungen führen.

9. Die Nichtanerkennung des anderen

Für die Arbeit über Gewalt und mit Gewalterfahrungen scheint mir eine dialektische Bewegung angebracht: Der Einsatz des Gewaltbegriffs enthält erstens ein utopisches Moment und eine ethische Forderung, die den Kern der Schriften Emmanuel Lévinas' bilden: Die Nichtanerkennung des anderen als anderen ist der Anfang aller Gewalt. Sobald wir von Gewalt sprechen, rufen wir uns die Idee vom unbeschädigten Leben, vom Anrecht auf Glück in Erinnerung. In diesem Sinn wird mit dem Gewaltbegriff nicht nur eine bestimmte Realität beschrieben, sondern in sie eingegriffen. Zweitens: „*Konkret kann Gewalt jedoch nur im historischen Kontext einer gesellschaftlich-politischen Situation als Gewalt qualifiziert, beurteilt und bewertet werden.*“ (Wimmer/Wulf/Dieckmann 1996, S. 37) Was aber das Glück oder das unbeschädigte Leben ist, muss konkret bestimmt werden. Andernfalls stellen wir nur die Sehnsucht nach dem Glück auf Dauer und entlasten uns damit, konkrete Lebensbedingungen zu ändern.

III. Vorschläge für eine Medienerziehung

Auch auf die Gefahr hin, dass Vorschläge die Illusion nähren, es gäbe konkrete, sofort anwendbare Rezepte für Medienerziehung, möchte ich aus den obigen Reformulierungen ein paar Schlussfolgerungen ziehen. Freilich, sie müssen sich in der Praxis bewähren und auf sie angepasst werden. Ich begreife

diese Praxis als Arbeit, die sich permanent entwickelt, und ich verstehe darunter vor allem auch die Arbeit an sich selbst, die, wie ich meine, für jede Form der Lehre unerlässlich ist.

1. Warum eine Analyse des Gewaltbegriffs unumgänglich ist

Voraussetzung für jede Medienerziehung ist eine genaue Analyse des Gewaltbegriffs. Ansonsten laufen wir Gefahr, jene Gewaltbilder zu duplizieren, die das Fernsehen uns vorsetzt, ohne danach zu fragen, um welche Form der Gewalt es sich handelt, ob diese Form der Gewalt für KonsumentInnen von Bedeutung ist, wie unterschiedliche Formen der Gewalt funktionieren, welchem Ziel ihr Einsatz dient usw. Die „Verführung“ durch Gewaltbilder ist so groß, dass wir dazu neigen, das Sichtbare für das Ganze zu nehmen.

Die Analyse des Gewaltbegriffs ist nach meiner Vorstellung als Voraussetzung selbst ein Teil der Medienerziehung. Wenn man danach fragt, was für mich oder für dich Gewalt ist, welche Gewalt man sieht, was das mit meinem Leben (in der Schule, zu Hause) zu tun hat, dann passiert bereits die Konfrontation von Bildern mit eigenen Erfahrungen, die, aus meiner Sicht, das entscheidende Moment jeder Medienerziehung sind.

2. Handlungsfähigkeit erweitern

Eine kritische Medienerziehung dürfte nicht einfach moralisierenden oder verbietenden Charakter haben, sie ist keine „Prohibitionspädagogik“ (Röll 1997, S. 163). Stattdessen müssten sie zuallererst die Identitätspraktiken der KonsumentInnen mit dem Ziel interessieren, Handlungsfähigkeiten zu erweitern. Fernsehen wirkt in Bezug auf Identitätspraktiken, weil es für den/die BetrachterIn einen Raum mit vielfältigen Bedeutungen, Mächtigkeiten, Begehrungsweisen und Phantasien eröffnet. In diesem Raum, den man auch als „in-between“-Ort bezeichnen könnte, ist der Ort der Identitätsbildung, ein Ort von Projektionen, Identifizierungen etc. (vgl. Angerer 1995, S. 30 ff.). Bedeutungsvoll und mächtig ist der Fernsehraum für den Prozess der Identitätsbildung, weil dieser Raum Teil eines Diskurses ist, der bestimmte Praktiken mit je bestimmten Bedeutungen belegt, bestimmte Praktiken verbietet oder vorschreibt und das Individuum, das darin agiert, als bestimmtes Subjekt zum Vorschein bringt. Oder anders gesagt: Erfahrungen von KonsumentInnen, die immer durch unterschiedliche Diskurse strukturiert sind, sind maßgeblich dafür, wie Fernsehbilder wirken: welche Bedeutung sie annehmend können. Eingeschränkte Handlungsfähigkeit heißt hier in erster Linie Fixierung von Bedeutungsgebung; Fixierung an die Sichtbarkeit und denotative Funktion der Bilderwelt; Fixierung der Phantasie; Fixierung der Identifizierung.

3. Medienerziehung als narratives Handeln

Mit den Worten Michel Certeaus: Einen Übergang

vom Ort zum Raum schafft man durch narratives Handeln. Narratives Handeln heißt, im Erzählen, im Reden-über-den-Film, im Konfrontieren dessen, was im Film passiert, mit eigenen Erfahrungen sich selbst zu positionieren; zu fragen: Wer bin ich? Was will ich tun? etc. Das Erzählen, dieses Sprechen und sich selbst befragen hat eine befreiende Funktion: feste Positionen werden im Aussprechen mehrdeutig und unsicher: Es könnte auch anders sein. Das verlangt, dass man sich positioniert. Somit heißt Positionierung, keine Machtposition einzunehmen, von der aus mit Gewissheit gesprochen werden kann. Positionierungen sind schwierig, man ist verletzbar, ausgesetzt. Zugleich heißt von einem – gesicherten – Ort zu einem – ambiguen – Raum überzugehen, dass sich die Grenze zwischen Fremdem und Eigenem auf doppelte Weise verändert. Erstens verschiebt sich die Grenze und möglicherweise wird zuvor Fremdes vertraut und zuvor Eigenes fremd. Zweitens verändert sich der Charakter der Grenze selbst: Die Grenzziehung selbst wird instabil, lösbrig, durchlässig, sie verliert ihren Charakter als Grenze. So ist der Fernsehraum immer auch ein Identitätsraum. Das ist aber nun nicht mehr der Raum eines Individuums, sondern Subjektivität entsteht im permanenten Austausch über Praktiken, die sich miteinander verknüpfen und so ihre Bedeutung annehmen.

Was macht Medienerziehung? Sie macht aus einem Fernsehort einen Fernsehraum – auf doppelte Weise:

(a) Sie gibt dem Sehen erstens eine Richtung, eine Bewegung. Das heißt, Sehen wird zu einem aktiven Akt des Befragens, des Anders-und-anderes-sehen-Wollens. „... und das eben heißt sehen!“ – „Wist ihr auch, was ihr wollt?“ Für Friedrich Nietzsche (in „Die fröhliche Wissenschaft“, 1988, Bd. 3, S. 307 f.) ist das Sehen ein Willen: „*Hat euch nie die Angst geplagt, ihr möchtet gar nicht dazu taugen, das, was wahr ist, zu erkennen? Die Angst, dass euer Sinn zu stumpf, und selbst euer Feingefühl des Sehens noch viel zu grob sei? Wenn ihr einmal merktet, was für ein Wille hinter eurem Sehen waltete? Zum Beispiel, wie ihr gestern mehr sehen wolltet, als ein Anderer, heute es anders sehen wollt, als der Andere, oder wie ihr von vornherein euch sehnt, eine Übereinstimmung, oder das Gegentheil von dem zu finden, was man bisher zu finden vermeinte! Oh der schämenswerthen Gelüste! Wie ihr oft nach dem Starkwirken-den, oft nach dem Beruhigenden ausspäht, – weil ihr gerade müde seid!*“

(b) Und Medienerziehung intensiviert zweitens Schaulust. Intensivierung ist keine quantitative Vervielfältigung, sondern eine qualitative Vermehrung. Das funktioniert über die Artikulation mit anderen (Nicht-Fernseh-)Erfahrungen. Intensivierung eines Begehrens, das sich im Fernsehraum entfaltet, heißt Verästelung dieses Begehrens in andere Erfahrungsräume.

4. Wirklichkeit ist das, woran man sich stößt

„Es geht um das Vertrauen, die Wirklichkeit auf der Basis der eigenen Annahmen zu betrachten.“ (Rathmayr 1996, S. 157) Wirklichkeit ist das, woran man sich stößt, sagte Vilém Flusser einmal. Mediale Wirklichkeiten sind gerade deswegen gefährlich, weil man sich daran nicht mehr stoßen kann, weil sie die Tatsachen selbst sind, denen man sich unterordnet. So wäre auch Rathmayrs Aufruf zu verstehen: „Was *Not tut, ist eine dramatische Vermehrung des Besprechbaren [...]*“ Besprochen wird aber nichts mehr, weil es nichts Anstößiges mehr gibt. Es ist, was es ist. Möglicherweise resultiert daraus eine kaum artikulierbare Aggressivität, die nicht die Folge medialer Bilderwelten, sondern des Fernsehens überhaupt ist. Diese Aggressivität ist möglicherweise die in der Wiederholung erlebte Unfähigkeit, sich anstoßen zu lassen. Die Aggressivität des „Es ist, was es ist“ gilt dem Unausweichlichen des Alltags. Darin besteht die Erfahrung der ohnmächtigen Gewalt. Filme aus den späten sechziger und frühen siebziger Jahren lassen etwas von der Freiheit, des „Nichts muss so sein, wie es ist“ erfahren, von dem Lebensgefühl des „Alles ist verhandelbar“.

Medienerziehung vermehrt das Besprechbare.

Wodurch? Indem sie zeigt, dass Fernsehen auf Sichtbares fixiert und damit einen riesigen Bereich des Unsichtbaren schafft. Das Unsichtbare sind: Fragen, die wir nicht mehr stellen können; Zusammenhänge, die uns entgehen, die aber die Bilder zusammenhalten. **In der Medienerziehung kommt es immer darauf an, das, was gegeben ist, nicht für das zu nehmen, was sie zu sein vorgibt.** In der (Medien-)Erziehung lautet die insistierende Frage: Könnte es nicht auch anders sein? Könnte man das nicht auch anders zeigen? Warum dieses Bild zu diesem Text? Warum setzt in den Bildbeiträgen bei „Aktenzeichen ...“ die Musik immer mit dem Verbrechen ein? Welche Funktion haben Musik und Schnitt? Etc.

5. Macht Gewalt Sinn?

Die Wiederholung von Gewalt verhindern ist die Aufgabe der Medienerziehung. Das heißt: „*Der Gewalttätigkeit jeden Grund verweigern, ihr keinen Sinn geben.*“ (Wimmer/Wulf/Dieckmann 1996, S. 60) Man müsse Rambo auch verstehen, sagte eine Studentin über den Action-hero. Muss man? Zeigt sich in diesem Müssen nicht eine Unfähigkeit der Analyse? Eine Unfähigkeit, die darin besteht, dass man über das Gegebene nicht mehr hinauskommt? Damit bleibt man in jener Ohnmacht befangen, in der (in der Fiktion freilich) auch Rambo steckte und aus der er sich, scheinbar resouveränisierend, nur noch durch einen Gewaltakt befreien konnte ...

6. Gewalt sichtbar machen

So ist mit Siegfried Kaltenecker (1996, S. 8) als Credo abschließend festzuhalten: „Sichtbarkeit als Politikum“ ist die erste Aufgabe der Medienerziehung. Sichtbarkeit erreicht man aber nicht von selbst, sondern sie ist Arbeit – die Arbeit der Dekonstruktion.

Diese ist, wie Jacques Derrida nicht müde wird zu betonen, eine politische Strategie.

Literatur:

Angerer, Marie-Luise: The Body of Gender – Körper. Geschlechter. Identitäten. In: Dies. (Hg.): The Body of Gender – Körper. Geschlechter. Identitäten. Wien 1995, S. 17–34.

Braun, Christina von: Der Mythos der „Unversehrtheit“ in der Moderne. Zur Geschichte des Begriffs „Die Intellektuellen“. In: Nathalie Amstutz und Martina Kuoni (Hg.): Theorie – Geschlecht – Fiktion. Frankfurt am Main/Basel 1994, S. 25–45.

Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1998.

Galtung, Johan: Gewalt, Frieden und Friedensforschung. Reinbek bei Hamburg 1980.

Galtung, Johan: Cultural Violence. In: Journal of Peace Research, vol. 27 (1990), no. 3, S. 291 ff.

Kaltenecker, Siegfried: Spiegelformen. Männlichkeit und Differenz im Kino. Basel/Frankfurt am Main 1996.

Kunczik, Michael: Gewalt und Medien. Wien 1994.

Lévinas, Emmanuel: Die Spur des Anderen. Freiburg/München 1983.

Nietzsche, Friedrich: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hgg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München & Berlin/New York 1988.

Rathmayr, Bernhard: Die Rückkehr der Gewalt. Faszination und Wirkung medialer Gewaltdarstellung. Wiesbaden 1996.

Röll, Franz Josef: Krise der Medienpädagogik oder Krise von Medienpädagogen. Ein Plädoyer für sinnhafte und sinnliche Medienpädagogik. In: medien + erziehung, 41. Jg. (1997), Nr. 3, S. 163–166.

Schulz, Winfried: Medienwirkung lautet die Antwort – Was ist die Frage? In: Ders. (Hg.): Medienwirkungen. Weinheim 1992, S. 1–7.

Van Dine, S. S. (Willard Huntington Wright): Zwanzig Regeln für das Schreiben von Detektivgeschichten. In: Jochen Vogt (Hg.): Der Kriminalroman. Zur Theorie und Geschichte einer Gattung. München 1971, S. 143–147.

Wimmer, Michael/Wulf, Christoph/Dieckmann, Bernhard: Einleitung: Grundlose Gewalt – Anmerkungen zum gegenwärtigen Diskurs über Gewalt. In: Dies. (Hg.): Das „zivilisierte Tier“. Zur Historischen Anthropologie der Gewalt. Frankfurt am Main 1996, S. 7–65.

Edgar J. Forster, ao. Univ.-Prof. am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Salzburg, Forschungsschwerpunkte: Gender Studies, Rassismusforschung, Historische Anthropologie.